

Der langjährige Leiter des bischöflichen Hilfswerks in Berlin, Domprobst *Bernhard Lichtenberg*, ist zum Märtyrer seiner großzügigen Hilfs- und Tatbereitschaft geworden: nachdem er jahrelang von der Kanzel der Hedwigskirche im öffentlichen Gebet Abend für Abend für die „armen verfolgten Juden“ und für die „nichtarischen Glaubensbrüder“ gebetet hatte und siebenmal zur GESTAPO bestellt worden war, wurde er schließlich im Herbst 1941 verhaftet und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Nach deren Verbüßung wollte man ihn als schwer kranken Mann in das Konzentrationslager Dachau bringen; er erlag aber auf dem Transport dorthin in Hof seinen Leiden im Herbst 1943.

Dem evangelischen Pfarrer — jetzt *Probst* — *Heinrich Grüber* in Berlin war es im Jahre 1937 in unermüdlicher Arbeit gelungen, die Mittel zur Errichtung einer Hilfsstelle aus außerdeutschen Ländern zu beschaffen, die in erster Linie die „nichtarischen Christen“ und jüdischen Mischlinge betreute. Auch er wurde wiederholt verhaftet und ins Konzentrationslager verbracht; trotzdem setzte er seine segensreiche Tätigkeit fort, bis sein Bureau im Jahre 1941 endgültig aufgelöst wurde.

In diesem Zusammenhang einen dritten Namen zu nennen, hieße an dieser Stelle wirklich Eulen nach Athen tragen; die Kraft des einfachen Christen würde auch versagen, wollte er es unternehmen, niederzuschreiben, was *Gertrud Luckner* getan und für diese Guttaten gelitten hat.

In der Dienstanweisung Nr. 4 des „Landesamts für Wiedergutmachung“ Rheinland-Pfalz vom 6. Juli 1950 (Tgb. No. 93/50/II) heißt es:

„Die Maßnahmen gegen die Juden waren mit dem Verhalten eines Rechtsstaates und der rechtmäßigen Ausübung nicht vereinbar. Wer einem Juden half, sich deshalb einer Gefahr aussetzte und aus diesem Grunde in Haft genommen wurde, legte damit ein Verhalten an den Tag, in dem eine anerkennenswerte weltanschauliche Haltung gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft zum Ausdruck kam.“

10/6) Vorbild religiöser Bewährung: Leo Baeck

In der Promotionsurkunde der Freien Universität Berlin, die Dr. Leo Baeck zu seinem 80. Geburtstag anlässlich seiner Ernennung zum Ehrendoktor überreicht wurde, heißt es unter anderem:

„... der durch sein Wirken als Lehrer an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, durch sein Wirken in und für Berlin, dem ein großer Teil seiner Lebensarbeit gehörte, durch seinen schöpferischen Anteil an der religionswissenschaftlichen Forschung und durch die menschliche Größe, mit der er in schwerster Zeit gegen seelische Verwirrung und politische Verwirrung auftrat und sein priesterliches Amt erfüllte, ein Vorbild religiöser Bewährung gab.“

Dr. Baeck hat — obwohl er es hätte können — sich nicht in Sicherheit gebracht. Es war sein Wille — solange auch nur ein deutscher Jude in Deutschland war — sein Leben zur Verfügung zu stellen. Das in Bolivien erscheinende „Echo“ überschreibt den Beitrag: „Leo Baeck 80 Jahre! Triumph christlich-jüdischer Zusammenarbeit! und erinnert daran, daß durch das Wirken von L. Baeck ein großer Teil der deutschen Juden durch Auswanderung das Leben retten konnten (vgl. Nr. 12/15, S. 42).

Bundespräsident *Heuß* gedachte in seiner Grußbotschaft zum jüdischen Neujahrsfest besonders Dr. Baecks und sagte, daß die vielen ihm zu seinem 80. Geburtstag zuteil gewordenen Ehrungen auch „dem geistigen und moralischen Beitrag gelten, den er, stellvertretend für andere, Deutschland und der Menschheit geleistet hat.“

Aus dem weltweiten Echo zum 80. Geburtstag von Dr. Leo Baeck, am 23. Mai 1953, veröffentlichten wir aus der kath. Wochenzeitung „Michael“ vom 24. 5. 53: „Er war Nummer 187 894:

Der Name *Leo Baeck* ist vielen Deutschen der jüngeren Ge-

neration unbekannt. Die anderen werden sich seiner erinnern als eines aufrechten, gütigen Menschen, der unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg an die Spitze des deutschen Judentums trat und ihm einen neuen Impuls gab. Heute steht Dr. Leo Baeck, der am 23. Mai 1953 80 Jahre alt wurde, an der Spitze der Weltvereinigung für progressives Judentum.

Die Werke des greisen Rabbiners, dessen Kraft nach allen Demütigungen ungebrochen ist, gebieten Respekt und Dankbarkeit. Wo immer er auftrat, betonte er die Verpflichtung zur Menschlichkeit, verkündete er die Lehre von Glaube, Liebe, Vertrauen und Gerechtigkeit, bemühte er sich, die Beziehungen zwischen Judentum und Christentum enger zu gestalten. (s. o. S. 32.)

Die Wiege des nunmehr 80jährigen stand in Lissa bei Posen. Er studierte in Breslau und auf der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums an der Berliner Universität. Seine wissenschaftlich-schriftstellerischen Werke trugen ihm sehr bald den Ruf einer schöpferischen, unabhängigen Persönlichkeit ein. Bereits 1905 hatte er mit seinem Werk „Das Wesen des Judentums“, das in 8 Auflagen erschien und bis ins Japanische übersetzt wurde, sein reiches schriftstellerisches Schaffen eingeleitet. Diesem Werk folgten andere, wie z. B. „Die romantische Religion“, „Wege des Judentums“, „Aus drei Jahrtausenden“ usw.

Der erste Weltkrieg unterbrach für einige Jahre das Schaffen dieses nimmermüden Geistes. Als Feldrabbiner stand Leo Baeck bis 1918 an den deutschen Fronten. Dann kehrte er nach Berlin zurück. 1922 wurde er Vorsitzender des „Allgemeinen Rabbinerverbandes in Deutschland“. Damit trat erstmalig ein eifriger Verfechter des liberalen Judentums an die Spitze des deutschen Rabbinerverbandes. Später erschien Baeck als Beirat für jüdische Angelegenheiten im preußischen Kultusministerium, wo seine aktive Mitarbeit sehr geschätzt war.

Mit dem Einbruch des Nationalsozialismus und der Judenverfolgungen offenbarte sich die Größe dieses Menschen: Obwohl ihm mehrmals die Gelegenheit zur Auswanderung geboten wurde, blieb er in Berlin, um das Los seiner Gemeinde zu teilen. Heroisch nahm er alle Demütigungen auf sich und ging 1943 mit den wenigen zurückgebliebenen Berliner Juden in das Konzentrationslager Theresienstadt. Gütig, klug und streng stritt er gegen das Übel. Wo er bei seinen unermüdlichen Hilfeleistungen auftauchte, spendete er den dahinvegetierenden Todgeweihten Hoffnung, Mut und Zuversicht. Mochte auch dieses Werk seine physischen Kräfte übersteigen — niemals konnten Schmutz und Gemeinheit seinen Geist beugen oder brechen. stolz trug er seine Nummer 187 894. Als einer seiner Leidensgefährten klagend fragte: „Was bleibt uns denn noch? Welches Recht?“ antwortete Leo Baeck: „Ein Recht bleibt uns, das uns nie genommen werden kann, nämlich das: sauber und anständig zu bleiben, und das Recht, Jude zu sein.“

Als Dr. Baeck im Januar 1943 in Theresienstadt ankam und ihm die Wächter höhnisch eine Wasserstelle im Hof zeigten, (es war 16° Kälte): „Hier können Sie sich waschen“, dankte Dr. Baeck und antwortete lebhaft: „Ich habe gehört, daß nichts für die Gesundheit so zuträglich ist wie kaltes Wasser.“ ... Rabbiner J. L. Liebmann berichtet im Atlantik Monthly 1948: „Im Lager wurde Dr. Baeck zu einem ‚Pferd‘ gemacht und vor einen Müllwagen gespannt. „Aber“, sagte Dr. Baeck mit einem Lächeln, „das war eine sehr glückliche Zeit, weil das andere ‚Pferd‘ ein sehr bekannter Philosoph war. Wir hatten wunderbare Gespräche über Ethik und Religion, wenn wir den Abfall durch den Straßenschmutz zogen ...“

Nach der unmittelbaren Befreiung von Theresienstadt, wo von den 140 000, die durch das Lager hindurchgegangen waren, kaum 1900 überlebten¹ — übergaben die Russen, die das Lager befreiten, einige deutsche Wachmannschaften den Lagerinsassen zur Befriedigung ihrer Rachegefühle. Rabbiner

¹ Vgl. Lederer, Ghetto Theresienstadt, London 1953.

Dr. Leo Baeck vermochte seine Lagergenossen zu überreden, diese Versuchung zu überwinden und keinem der Deutschen geschah etwas (ergänzt durch Redaktion).

Nach der Befreiung ist Leo Baeck nach London übersiedelt. Aber er ist sich selbst und der Menschlichkeit treu geblieben. Niemals kam ein Wort des Hasses oder der Verdammung gegenüber Deutschland oder dem deutschen Volk über seine Lippen. Für die Verbrennung seiner Bücher, für die Zerstörung seiner Gemeinde suchte er weder Rache noch Vergeltung. Auf den Trümmern einer unseligen Vergangenheit will er eine neue, bessere Zukunft aufbauen helfen.

Dr. Baeck hat besonders in den Jahren des Hungers, zum Teil unter großem persönlichen Verzicht, deutschen Menschen geholfen und viele Pakete nach Deutschland gesandt. (Ergänzung der Red.)

Aus dieser Gesinnung heraus sagte er nach dem Kriege, zu einer Zeit, da die Wogen des Ressentiments gegen alles Deutsche sich überschlugen: „Ich danke aus ganzem Herzen den Deutschen, die meinen Glaubensgenossen in ihrer Bedrängnis zu Hilfe gekommen sind, und ich wünsche dem deutschen Volk nach seiner Befreiung von der nationalsozialistischen Herrschaft eine glückliche Zukunft.“

10/7) Erinnern wir uns noch...

a) Zur 20. Wiederkehr des Boykott-Tages (1. April 1933).

Am 1. April 1933, zur 20. Wiederkehr des Boykott-Tages, sagte Dr. Leo Baeck in einer Ansprache „Bewährung des Deutschen Judentums“ u. a.: „Wir gedenken dieses Tages vor allem um der Geschichte willen. Es ist ein Gesetz der Geschichte, wer von der Geschichte nichts lernt, muß Geschichte wiederholen... Jeder große Aufstieg, der dauernd ist in der Geschichte eines Volkes, beginnt mit einer großen Tapferkeit, nicht mit genialen Menschen, aber mit Menschen einer großen Tapferkeit. Jeder Niedergang begann mit einer großen Feigheit. Wir haben es erlebt. Der 1. April 1933 spricht davon. Die Universitäten hatten geschwiegen, die Gerichte geschwiegen, der Präsident des Reichs, der den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, hat geschwiegen. Der 1. April 1933 sollte in der Geschichte genannt werden der Tag der großen Feigheit. Ohne die Feigheit damals wäre alles, was gekommen und über uns gekommen ist, nicht geschehen. Man spricht von dem Boykott-Tag. Die jüdischen Geschäfte wurden boykottiert. In Wahrheit wurde das Recht boykottiert. Die jüdischen Geschäfte haben eine Zeitlang überstanden, das Recht hat diesen Tag nicht überstanden...“

Wie stets schließt Dr. Baeck mit der ihm eigenen Gabe das Positive jeder Situation zu erfassen, in dem er erinnert, was die Bevölkerung der jüdischen Menschen jener Zeit, die dem Tod stündlich ins Auge sahen, Großes vollbracht, und sagt: „... Daran dürfen wir denken, ... voller Dankbarkeit, voller Demut und Ehrfurcht dürfen wir von diesem 1. April 1933 sprechen, und wie das Wort des Psalms es sagt: „Das wird aufgeschrieben werden für ein kommendes Geschlecht...“

(Aus Sondernummer des Informationsblattes der „Association of Jewish Refugees in Great Britain“, VIII. (London, Mai 1953 No. 5, p. 9.)

b) Der 9. November...

Von deutschen Pressestimmen zur Erinnerung an den 15. Jahrestag der Synagogenbrände und dem Verbrechen, das vielen das Leben kostete, veröffentlichten wir die folgenden Beiträge:

Knirschendes Glas

Wie war das, als man an jenem nebligen Novemberabend ruhig und ohne böse Gedanken von der Arbeit kommend, durch die Stadt lief und plötzlich, lange ehe man den Rauch und die Flammen sah, das vielstimmige Dröhnen hörte, das Summen, Brummen, Schreien von Menschen, das unbestimmbar Weise bedrohlich klang — man wußte nicht weshalb? Dann sah man die Straße, in der die Synagoge

lag, verstopft von Massen und die drohenden Geräusche wurden stärker. Aber immer brachte man beides noch nicht in einen gedanklichen Zusammenhang: das fremde Gotteshaus und die dumpfe Drohung. Bis man plötzlich, wie im Blitz geschah das alles, sah, wie ein Ladenfenster eingeschlagen, eine Frau herausgezerrt wurde — und wie eine andere Frau, aus dem Fenster gegenüber gellend rief: „Einbrecher! Mörder! Polizei! Polizei!“ Diese hilfsbereite Frau am Fenster hätte wohl noch lange gerufen, wären nicht ein paar junge Burschen mit drohenden Gesten erschienen und hätten hinaufgeschrien: Sie solle nur still sein, wenn sie nicht aufhöre, nach der Polizei zu rufen, kämen sie auch zu ihr! Übrigens stand die Polizei nicht weit entfernt und rührte sich nicht.

Was im einzelnen geschah, erfuhren nur die, die es verübten und die, die es erlitten. Die anderen sahen am nächsten Morgen die noch schwelenden Reste der jüdischen Kirchen, und sie gingen in den Geschäftsstraßen an den zerschlagenen jüdischen Läden vorbei, unter den Schuhen das knirschende Geräusch splitternder Scherbenreste, jenes charakteristische Geräusch, das sie ein paar Jahre später hundert- und aberhundertmal in der eigenen Wohnung, in allen Straßen aller deutschen Städte empfinden sollten — für jeden, der Ohren hatte zu hören, eine Entsprechung von wahrhaft biblischem Ausmaß! Niemand hätte, damals, vor nun fünfzehn Jahren, am 9. November 1933, sagen können: er habe nicht gewußt, was geschah, als die Hilfsbereiten bedroht und die staatlichen Hüter des Rechts zum Schweigen gebracht wurden. Statt dessen sagte man „Kristallnacht“, das klang humorig, rauh, aber herzlich; die Bezeichnung selbst war ein Bestandteil in jenem Prozeß vorsätzlicher Selbsttäuschung, der ein ganzes Volk jahrelang betäubte. Und in der Tat kam ja später für die Juden noch Schlimmeres. Vielleicht ist es gut, hin und wieder auf Scherben zu treten, damit wir es wieder hören, jenes doppelsinnige Knirschen des Glases unter unseren Schuhen: das Geräusch der Erinnerung an das, was die meisten nicht wollten und was dennoch geschah. (In: Frankfurter Allgemeine. [7. 11. 53] 260.)

✱

Wir haben vor uns Berichte liegen, die den Tag des 9. November beschreiben. Dieser Tag, sein Abend und die darauffolgende Nacht sind mit allen Begleiterscheinungen als „Kristallnacht“ in die schmerzreiche Geschichte der Menschheit unvergänglich eingegangen. So unvergänglich wie der zweite Weltkrieg, an den man heute im Deutschland der Wiederaufbauernfolge nur bedingt erinnert wird. Wenn man sich aber daran erinnert, so möglichst nur im Zeichen des „Erfolges“, der beweisen soll und auch beweist, wie tüchtig man ist, wie sehr man mit viel Arbeitskraft, mit viel Bienenfleiß geschafft hat, um die Schäden des Krieges für die heutige Generation zu beheben. Das ist auch wahr...

Es scheint uns aber an der Zeit, uns unter allen Umständen gegen das Wiederaufkommen einer neuen deutschen Hybris wenden zu müssen. Der Ausdruck besagt auf deutsch: frevelhafter Übermut. Dieser „frevelhafte Übermut“, der uns bei der Erinnerung an die „Kristallnacht“ begegnet, den wir auch in unserer Zeit da und dort verspüren, ist es, der uns veranlaßt, die „Kristallnacht“ als die Nacht deutscher Tragödie zu bezeichnen. — Was in dieser Nacht vorgefallen, weiß jeder, der mit lebendigen Sinnen in diesem Leben steht. Nur wenige aber vergegenwärtigen sich, was die unschuldigen jüdischen Mitbürger in dieser Nacht gelitten haben, was sie, die an das „schöne und fruchtbare Deutschland“ glaubten, erduldet und ausgestanden haben. Das alles liegt verborgen in der Seele der Wenigen, die übriggeblieben sind. In gleichem Maße verborgen ist das, was sich in den Seelen jener vollzog, die als unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen den Schrecken des Todes mitsamt der Todesangst ausgesetzt waren. Sie haben Unsagbares erlitten. Gedenken wir ihrer zum 9. November? (Aus: Frankfurter Rundschau. 7. November 1953). (Vgl. Beilage zum „Parlament“ s. u. S. 56.)